

THG-Schreibwettbewerb

Schatten Schnee

2020

Themen

1. Schatten

Peter trifft einen unheimlichen Mann, der ihm ein Säckchen anbietet, aus dem man Goldstücke herausnehmen kann, sooft und soviel man will. Im Tausch wünscht sich der Mann aber Peters Schatten. Weil Peter ihn ungläubig ansieht, erklärt er: „Ich erbitte mir nur Ihre Erlaubnis, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge.“

Erzähle Peters Geschichte.

2. Schnee

Seit Jahrzehnten hat es nicht mehr geschneit. Die Menschen haben sich längst daran gewöhnt. Doch dann, an einem Morgen Ende Januar, blickt Jinu aus dem Fenster, und alles ist weiß.

Erzähle Jinus Geschichte.

Inhalt: Die besten Geschichten der Klassen

Themen.....	2
Inhalt: Die besten Geschichten der Klassen.....	2
Klasse 7.....	3
Platz 1 – Anike Schiller (Klasse 7d): Peter und sein Schatten	3
Leif Behrens (Klasse 7a): Ein trauriges Schicksal.....	5
Lia Bauer (Klasse 7b): I will be okay	9
Johannes Groothuis (Klasse 7c): Jinu und die Schneeganoven.....	10
Klasse 8.....	15
Platz 1 – Sarah-Eléna Schönitz, Neelia Onur, Konstantin Brockmann, Charalambos Mystakidis, Abdulrahman Said (Klasse 8b): Blut im Schnee.....	15
Sofia Aliyev und Anna Luther (Klasse 8c): Rabenschatten	19
Frieda Feuerstein (Klasse 8d): Der ewige Schatten	23
Klasse 9.....	27
Platz 1 – Mayken Helena Schiller (Klasse 9mn): Wintermorgen.....	27
Mareile Kuhlencord (Klasse 9bil): Erinnerung.....	30
Tom Ziegler und Lina Jamal (Klasse 9eul): Jinu im Schneeparadies.....	32
Carlos Grewe (Klasse 9eu2): Traum.....	34

Klasse 7

Platz 1 – Anike Schiller (Klasse 7d): Peter und sein Schatten

Peter saß auf dem kalten Laminat vor seinem Bett und betrachtete die Kronkorken, die er vor sich ausgebreitet hatte. Er starrte auf den Haufen und ging in seinen Gedanken immer wieder die Frage nach der richtigen Sortierung durch. Die Kronkorken-Sammlung gehörte mit zu seinen liebsten. Er nahm einen Grünen von Krombacher in die Hand und erinnerte sich, wie er ihn in letzter Sekunde aus dem Matsch befreit hatte. Er hätte beinahe den Bus verpasst. Versehentlich stieß er einen Stapel nach Datum sortierten Zeitungen um. Peter seufzte. Jetzt hatte er zwei Sachen zu sortieren!

„Es gibt Essen, Peter!“ Als er zum Esstisch kam, sah er, dass auf seinem Teller eine der Erbsen in den Kartoffelbrei gerollt war. Er starrte den Teller entgeistert an. „Jetzt hab dich nicht so! Du hast ja voll den Schatten“, sagte seine große Schwester Kimberly. „Brauchst du einen neuen Teller, Peter?“, fragte sein Vater. Peter nahm seinen Teller und brachte ihn zur Spüle. „Peter!“, rief seine Mutter. „Wehe du wirfst das Essen weg!“ „Was soll ich denn sonst tun?“, erwiderte Peter. „Schätzchen, wenn du das jetzt wegwirfst, nehme ich Dir deine Kronkorken-Sammlung weg!“ Er starrte seine Mutter entgeistert an. „Na gut.“ Peter nahm seinen Löffel und schob die Erbse vom Teller, dann trug er ihn zurück.

Nach dem Essen ging Peter hoch in sein Zimmer und balancierte durch seine Sammlungen, die den Boden fast vollständig bedeckten. Ein paar Minuten später klopfte es an der Tür.

„Darf ich heute reinkommen, Peter?“, fragte seine Mutter. „Nein, Mama.“ Die Schritte entfernten sich. Peter dachte darüber nach, ob er seine Mutter vielleicht doch hätte hereinlassen sollen und fühlte sich schlecht deswegen. Aber sie hätte etwas unordentlich machen können.

Am nächsten Morgen kam Peter zum Frühstückstisch. Seine Mutter schüttete ihm Fruitloops in eine Schüssel. Er nahm sich einen Löffel aus der Schublade, setzte sich an den Küchentisch und fing an, die Fruitloops nach Farben zu sortieren. Kimberly kam in die Küche mit ihrer pinkfarbenen Schultasche, setzte sich neben Peter und angelte sich aus dem Kühlschrank eine Milchschnitte. „Gehen wir heute zusammen zur Schule?“, fragte seine große Schwester. „Wenn du dich beeilst“, brummte Peter. Er nahm seine halbvolle Schüssel und stellte sie in die Spüle. Dann schnappte er sich seinen Rucksack und ging in den Flur, wo er seine

Sneaker anzog. „Kommst du, Kimi?“, rief Peter über die Schulter. „Ja, ganz kurz noch.“ „Noch zwei Minuten, dann gehe ich los.“, antwortete er. Kimberly rannte hektisch zwischen Küche und Badezimmer hin und her. „Noch dreißig Sekunden!“ Peter sah auf seine Uhr und rief: „Tschüss“ Seine Mutter kam in den Flur und meinte: „Warte doch noch eine Minute auf deine Schwester.“, „Nee, geht nicht. Ich verpasse sonst vielleicht noch den Bus!“ Daraufhin verließ er das Haus und ging zur Bushaltestelle.

Peter nahm gerne einen Bus früher, da er sonst nicht seinen gewohnten Platz kriegen würde. Als der Bus kam, zeigte Peter wie jeden Morgen seine Fahrkarte und setzte sich gleich auf den Platz hinter dem Fahrer. Er blickte raus und fing an, alle roten Autos zu zählen. Nachdem der Bus gehalten hatte, stieg er aus und achtete sehr darauf, nicht auf die Spalten zwischen den Steinen zu treten. So balancierte er zum Haupteingang seiner Schule. Er hüpfte die drei Treppenstufen hoch, links, rechts, links, und schob mit seiner Schulter die Tür auf. Peter liebte es, als erster aus seiner Klasse in der Schule zu sein, damit er sicher war, dass er nicht zu spät kam. Als es klingelte, kamen seine Klassenkameraden und seine Lehrerin. Nachdem seine Lehrerin, Frau Lindenblatt, den Raum aufgeschlossen hatte, tippte er mit seinem Zeigefinger in jedes Fach im Regal. „Ach, der Peter schon wieder“, sagte seine Sitznachbarin Carolin und verdrehte die Augen. Er beachtete sie nicht und setzte sich auf seinen Stuhl ganz vorne am Lehrerpult. Daraufhin holte er seine Federtasche raus und fing an, seine Stifte auf seinem Tisch zu ordnen. Frau Lindenblatt beugte sich zu Peter vor und sagte: „Peter, beeil dich bitte, wir wollen anfangen.“ Peter hörte eigentlich immer auf die Anweisungen seiner Lehrer, aber die Stifte mussten sortiert werden. Als er endlich fertig war, sagte Frau Lindenblatt: „Holt bitte alle eure Mappen raus.“ Peter nahm seinen Rucksack auf den Schoß, um hineinschauen zu können. Darin war alles geordnet, doch seine Mappe konnte er nicht finden. „Alles okay Peter?“, fragte Frau Lindenblatt beunruhigt. „Meine Mappe ist weg!“, stotterte Peter aufgeregt. Er merkte, dass er zu schwitzen begann und guckte seine Lehrerin entgeistert an. Er atmete schneller und fing an zu hyperventilieren. „Peter, du hast voll den Schatten“, rief Max von hinten. „Alles gut, Peter. Beruhige dich erstmal und guck dann in die Mappe von Carolin“, sagte Frau Lindenblatt vorsichtig. Carolin seufzte und schob ihre Mappe rüber, sodass Peter hineingucken konnte. Doch was Peter da sah, ließ sein Herz stillstehen. Er starrte ungläubig Carolin und danach

seine Lehrerin an. Er schob ruckartig seinen Stuhl zurück: Carolins Mappe war ein einziger wüster Blätterhaufen ohne Inhaltsverzeichnis, überall zerknitterte Blätter ohne Datum und an den Rändern verschmierte Textmarker-Zeichnungen von gekritzelten Herzchen und Einhörnern. Das war zuviel!!! Er rannte hektisch aus dem Klassenzimmer und über den Flur zum Ausgang, dabei stieß er gegen einen Lehrer und rannte weiter. „Pass mal ein bisschen auf!“, schrie der Lehrer Peter hinterher. Peter wurde noch schneller und stürzte aus der Haupteingangstür. Er stoppte ruckartig und sprang die Stufen runter, links, rechts, links, dann sprintete er über den Parkplatz und die Straße hinunter zu einem kleinen Park. Er ließ sich auf eine Bank fallen und holte tief Luft. Nach einer Weile kam ein älterer Herr mit einer winzigen, runden Brille und einem Spazierstock. Er wandte sich zu Peter. „Grüß Gott, kleiner Knirps. Hallo.“ Peter starrte den Herrn an. Der fragte: „Könnte ich für ein bisschen Geld Deinen Schatten haben, mein Junge?“ „Na-natürlich“, stotterte Peter. Der Mann holte einen prallgefüllten Geldbeutel aus seinem Mantel und warf ihn Peter zu, dann ging er weiter. Peter öffnete den Beutel und ihm strahlte goldenes Licht entgegen. „Wieso bin ich aus der Schule gerannt?“, dachte Peter sich und stand auf. Er ging zurück ins Klassenzimmer, wo alle Leute ihn komisch anstarrten. „Der tippt gar nicht ins Regal“, flüsterte ein Junge. Peter setzte sich und guckte Carolins Mappe an. „Langweilige Mappe“, dachte er sich. „Ich bin gar nichts Besonderes mehr“, überlegte er entsetzt.

Leif Behrens (Klasse 7a): Ein trauriges Schicksal

Die Welt, in der wir leben, hat sich in den letzten Jahrhunderten drastisch verändert. Damit kann nicht gemeint sein, dass wir eine positive Veränderung hinter uns haben. Der Klimawandel hat sich in den letzten Jahren sehr stark bemerkbar gemacht. Welche Konsequenzen wir ziehen müssen, können wir nicht genau voraussagen, allerdings können wir vom Steigen des Meeresspiegels ausgehen, der sich auch jetzt schon bemerkbar macht, ebenso von großer Verschmutzung, die sogar atomar sein kann. Ausgerechnet ein faszinierendes Phänomen wird uns fehlen, was sich bildet, wenn kleinste Wassertropfen gefrieren und sich zusammentun, dass sie einen ganzen Schneekristall bilden. Dieser fällt zusammen mit anderen zu Boden und bildet eine weiße Landschaft, von welcher ich niemanden kenne, der sie nicht mag.

Wir machen eine Reise in die Zukunft, 50 Jahre voraus. In jener Zeit wird uns dieses Phänomen in Deutschland mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr vergönnt sein. Hier ist die Geschichte von Jinu, einem Mädchen, das zusammen mit seinen Eltern und seinen drei Geschwistern (zwei Brüder und eine Schwester) in München wohnt und, seit es denken kann, von nichts anderem als Schnee träumt. Jinu sitzt zusammen mit ihrer Familie am Esstisch und verspeist munter ihren Milchreis. „Die Farbe des Milchreises erinnert mich an den Schnee, von dem du immer erzählst hast, Papa“, sagt Jinu und schaut dabei traurig aus dem Fenster. „Mein Gott! Du denkst ja an nichts anderes mehr, seitdem du vorgestern eine Sternschnuppe gesehen hast und dir etwas wünschen durftest“, meint ihr Bruder Jonas. „Ja, aber mein Wunsch ist bislang nicht in Erfüllung gegangen.“ Der 14-jährige Anton versucht sie zu trösten und sagt ihr: „Jinu, du darfst deine Wünsche schließlich nicht laut aussprechen.“ „Ach, das sind doch alles nur Ausreden“, sagt sie „und den Schnee gab es wahrscheinlich auch nicht.“ „Also den Schnee gab's wirklich“, mischt sich ihr Vater Hermann ein. „Ich kann euch eine Geschichte erzählen: Damals, als ich so alt war wie ihr, da haben meine Freunde und ich, als es geschneit hat,“ „Die Geschichte hast du uns schon ungefähr 15mal erzählt und sie hat mich bisher nicht einmal inspiriert“, wird er von seinem Sohn Jonas unterbrochen. „Tja, der Grund dafür ist höchstwahrscheinlich, dass keines deiner 27, auf dem Computer installierten Videospiele, Erwähnung in dieser Geschichte findet“, kommentiert Anna, Jinus Schwester, scharf. „Willst du mir gerade im Ernst einreden, dass deine Puppensammlung ein produktiveres Endergebnis als das Zeitalter der Videospiele gestaltet?“ „Du spielst ja den ganzen Tag lang nur dieses Fortnite.“ „Und, was dagegen?“ „Mein Gott, bist du dumm, du merkst ja gar nicht den Trick von dem Videospiel.“ „Des Videospiels“, mischt sich nun wieder Anton ein. „Stichwort dumm“, sagt Jonas und grinst. „Blöder Klugscheißer“, schimpft Anna. „Ich bin kein Klugscheißer und blöd bin ich schon gar nicht. Ich bin halt in Übung mich in deutscher Sprache zu verständigen.“ „Ach halt einfach die Klappe!“ „Nicht in diesem Ton!“, ruft Jinus Mutter. „Jetzt ab ins Bett mit euch.“ Jinu geht hoch und schaut aus dem Fenster. Sie will gar nicht hinschauen. An diesem Nachmittag hatte es wieder gestürmt. München ist von Wasser überflutet. Von Schnee war nur zu träumen, es waren 15 Grad Celsius und das am 18. Januar! Dann geht sie ins Bett und man kann sich denken, wovon sie träumt. Vielleicht ist Jinu ja kein Mensch, vielleicht hat sie ja auch eine Verbindung zur Na-

tur, oder wir nennen die Abkühlung von etwa 25 Grad in der Nacht von Freitag auf Samstag Zufall. Jedenfalls ist die Wasserschicht, die München bedeckte, gefroren und zusätzlichen Schnee hat es auch noch gegeben, als Jinu am nächsten Tag aus dem Fenster schaut. Es kann sie nicht halten und deswegen möchte sie direkt aus dem Fenster ins Weiß springen. „He, was ist denn in dich gefahren?“, fragt Jonas. „Es schneit!“, antwortet sie entzückt. „Ich würde dir dennoch nicht empfehlen, aus dem dritten Stock zu springen, da du trotz des Schneepolsters schwere Verletzungen davon tragen könntest, auch ein Tod ist hier nicht ausgeschlossen“, empfiehlt ihr Anton. „Das ist mir sowas von Wumpe“, sagt Jinu und möchte gleich aus dem Fenster springen. „Soll ich das als absichtlichen Suizidversuch deuten?“, fragt Anton. „Nee, am besten nicht, du neunmalkluger Besserwisser.“ „Tja, man soll ja aufhören, wenn's am schönsten ist“, bemerkt Jonas. „Jonas, du hast den perfekten Moment verpasst, um die Schnauze zu halten!“, kontert Anton. Da platzt Jinus Mutter herein. „Habt ihr gesehen, es hat gesch... Jinu, sofort vom Fenster-rahmen! Was ist denn in dich gefahren?!“ „Habe ich sie auch schon gefragt“, sagt Jonas. „Mir wird kalt“, sagt Anton und rückt seine Brille zu- recht. „Kommt alle runter, dann machen wir eine Schneeballschlacht“, lädt Jinus Mutter ein. Auf dem Weg hinunter zum Flur nehmen sie Jinus Vater, der noch geschlafen hat, und Jinus Schwester mit. „Es hat geschneit, es hat geschneit, es hat geschneit!“ „Jaaahaa, hab's gehört! Nein. Wie bitte? Es hat geschneit??? Im Sinne von Schnee?“ „Ja, im Sinne von Schnee“, ruft Jinu. „Ich fasse es nicht!“ Jinu und ihre Familie gehen hinaus und sind wenig überrascht, dass sehr viele andere Menschen auf die Idee gekommen sind. Bisher wurde ja noch nicht erwähnt, dass es in jenem Zeitalter nicht mehr üblich ist, vor die Tür zu gehen, gerade weil die überall auf der Welt verteilten despotischen Herrscher gerne einen kleinen Streit inszenieren, den sie vor der ganzen Welt austragen. Manchmal wird der Streit etwas zu groß und dann landet irgendwo eine Bombe. Die Bomben fallen von einem Flugzeug herunter, leider ist das nordkoreanische Militär nicht gut darin geübt, die Bomben dahin zu werfen, wo sie hin sollen, deswegen landet ab und zu auch mal eine bei uns, in Deutschland. Die deutsche Bundeskanzlerin macht dann einen „Post“, in welchem sie die Herrscher darum bittet, ihren Streit zu beenden und stattdessen diplomatisch zu agieren, leider meist erfolglos. Nach einer ausgiebigen Schneeballschlacht beschließt Jinus Mutter zu einem großen Berg zu marschieren, der ideal mit einem Schlitten befah-

ren werden kann. Jinu ist fasziniert, als sie zusammen mit ihrer Familie auf einem großen Holzschlitten den riesigen Berg herunterrutscht. Einen Moment überlegt sie, ob es alles nur ein Traum ist. Sie kneift sich ganz fest, noch fester, dann schreit sie „AUA!“, und befindet sich immer noch auf dem Schlitten! Alle sind glücklich, doch hat nur niemand eine Erklärung für diesen Vorfall. Plötzlich macht es „Bumm“!! Der Schlitten, mit dem die Familie fährt, knallt gegen ein großes Gerät. Jinu ist ja ohnehin schon kalt gewesen in ihrer normalen Kleidung, aber nun beißt sich die Kälte richtig in sie hinein. Jinus Finger haben die Farbe einer überreifen Tomate angenommen. Woher kommt bloß diese verdammt ätzende Kälte? Den Schmerz, den sie an ihren Armen spürt, ignoriert sie, da sie sich momentan einem größeren Problem stellen muss. Wo ist ihre Familie? Sie sieht sie unten am Berg und läuft direkt zu ihnen. Auf einmal verspürt sie keine große Kälte mehr. Sie kann alles, was um sie herum geschieht, nicht registrieren, es geht alles zu schnell. Und was ist das bitte für ein Gerät? Moment mal - sobald sich Jinu von dem Gerät distanziert, ist die Kälte vorbei, das muss doch einen Sinn ergeben! Ist es eine Art riesiges Kühlaggregat? Aber von wem stammt das bitte?! Jinu will jetzt sofort eine Erklärung. Und die bekommt sie direkt von ihrem Bruder Anton. Er holt tief Luft und beginnt zu erklären: „Die iranische Luftwaffe entwickelte mit einem ihrer hochqualifizierten Laboringenieure ein riesiges Kühlaggregat, womit sie in ganzen Gegenden einen Temperatursturz um bis zu minus 60 Grad kreieren konnte. Wie das Schicksal es wollte, hatte einer der Hauptmilitärführer sich einen Fehler bei der Treibstoffplanung des Transportflugzeuges erlaubt. Das Flugzeug stürzte ab, die Besatzung an Bord konnte sich mit Fallschirmen retten, doch einer der Soldaten hatte versehentlich die Maschine aktiviert. Das Flugzeug ging nach dem Absturz in Flammen auf, welche, kombiniert mit dem Absturzscha- den, dafür sorgten, dass das Kühlaggregat seine geplante Temperatur nicht erreichen konnte und so lediglich minus 10 Grad kalte Luftmassen bis in die Münchener Innenstadt transportierte. Diese Aktion hat den Iran so viel Energie gekostet, dass mit einer weiteren Erwärmung unseres Planeten zu rechnen ist. Die Bundeskanzlerin...“, Jinu hörte Anton nicht mehr zu. Für das Schneewunder ist wieder nur die Technik verantwortlich und schon heute Nachmittag wird alles sein Ende finden. Dann wird es wieder ein paar Grad wärmer sein und somit werden weitere Unwetter in München auftreten. Aber in den vier Wänden der Familie sind sie sicher, diese sind ja extra für alle Strapazen

des Klimawandels gebaut. Dennoch wird Jinu nicht zufrieden sein, jetzt da sie sieht, was sie alles bisher nicht miterleben konnte. Es ist Abend, sie schaut aus dem Fenster, jetzt hat sie einen Traum, der echt ist. Und den sie nie vergessen wird.

Lia Bauer (Klasse 7b): I will be okay

Tote und kahle Äste schlugen ihm ins Gesicht, der Wind peitschte um ihn herum während er tränenüberströmt durch die dunkle und kalte Nacht lief. Nun tief im Wald ließ er sich auf den vom Regen durchgeweichten Boden sinken. Seine Atemzüge wurden hektischer, salzige Tränen liefen ihm durchs Gesicht. Peter holte tief Luft oder versuchte es zumindest, denn das Einzige was er zu Stande brachte war ein klägliches Schluchzen. Sein Stiefvater hatte recht, er war zu nichts zu gebrauchen, ein verwöhnter Nichtsnutz. Er legte sich auf den kalten Boden und sah in den dunklen Nachthimmel. Tränen flossen aus seinen Augen, genauso wie die Hoffnung aus seinem Geiste schwand. Peter fühlte sich leer, alleine, verlassen von allen Mensch, nur ein kleiner Funken Hoffnung war ihm geblieben. Er schloss die Augen: „Ich werde nicht aufgeben, ich werde nicht versagen.“. Es war das, was er sich jeden Abend zuflüsterte. Das Einzige was ihm noch Hoffnung zusprechen konnte. Denn er wollte leben, er wollte kämpfen, doch am meisten wollte er frei sein. Nicht mehr gefangen von den Worten sein. Er war es wert geliebt zu werden, also gab er dem Leben nochmal eine Chance. Er stand auf, wischte sich den Dreck und die Tränen aus dem Gesicht. Seine Augen, nun nicht mehr ganz so leer und mit dem Ausdruck von Mut in seinen Gesichtszügen. Er hob sein Kinn und ging mit festen Schritten nach Hause.

Ein Piepsen erhellte die kalte Welt um ihn herum, kalt wie sein Herz. Langsam und müde schlug er die Augen auf. Ausdruckslose Dunkelheit umgab ihn. Er vermochte nichts zu sehen, genauso wie niemand ihn sah. Denn er war alleine, alleine in diesem Raum, aber auch alleine in unter Menschen. Er hatte so viel verloren, von dem er nie erzählt hatte, seine Freiheit war nur ein Teil davon. Innerlich leer und wüst streckte er seine Hand zum Wecker und machte sich für einen neuen grausamen Tag bereit. Kurze Zeit später war er fertig und schlich sich aus dem Haus ohne seinen grausamen Stiefvater zu wecken. Der Wald, durch den er ging, war finster und kalt. Er hatte etwas von einer Horrorstimmung. Plötzlich ein Knacksen hinter ihm. Peter fuhr herum und blickte in ein Kapuzen

verhülltes Gesicht. Vor Angst erstarrt fragte Peter: „W.... wer bist du?“ „Du brauchst dich nicht zu fürchten.“, sagte der unheimliche Mann in einem rauen, aber vertrauensvollem Ton. „Ich möchte dir helfen... ich möchte deinen Schatten haben, dazu kriegst du einen Beutel voller Gold aus dem sich so viel nehmen lässt wie dein Herz begehrt. „Aber was soll mir so ein Beutel voller Gold nützen! Und wie willst du mir überhaupt meinen Schatten nehmen? Was meinst du damit!“, fragte Peter sichtlich verwirrt. „Lass all dies meine Sorge sein, ich erbitte dich nur um deinen edlen, traurigen und weisen Schatten.“, erwiderte der Mann in Kapuze. Irgendwas in seiner Stimme schenkte ihm Hoffnung und Mut. Peter schloss seine Augen und als er sie wieder öffnete nickte er und griff nach dem Beutel. In dem Moment, als seine Fingerkuppe über das kalte Leder des Säckchens strich, erhellte sich die Umgebung. Peter spürte wie die Füße unter ihm hinweg knickten. Noch bevor sein Kopf auf das feuchte und kühle Moos fiel, wurde es schwarz um ihn herum.

Ein Jahr später:

Erschöpft lies Peter den letzten Umzugskarton sinken und blickte sich in seiner Wohnung um und in diesem Moment, in seinem neuen Leben, erinnerte er sich an alles in seiner Vergangenheit. Es war nicht einmal ein Jahr her, da lebte er noch bei seinem Stiefvater, welcher ihn immer wieder grün und blau geschlagen hatte, es war einfach nur grausam gewesen. Bis er diesen Mann getroffen hatte, er wusste nicht ob dieser Mann etwas mit seiner Veränderung zu tun hatte, aber seitdem er dort auf dem Waldboden ohnmächtig wurde, war alles so klargeworden. In der Schule hatte er den Lehrern erzählt, was sein Stiefvater ihm angetan hatte und diese hatten das Jugendamt verständigt. Es hatte zwar alles etwas gedauert, aber jetzt, wo er achtzehn geworden ist, ist er ausgezogen und wollte nun ein eigenes Leben leben.

Johannes Groothuis (Klasse 7c): Jinu und die Schneeganoven

Ich hatte immer gedacht, ich wäre ein normaler Junge. Aber würde ein normaler Junge gut bepackt mit mehreren tausend Euro über die Schulter geworfenen Euro in metertiefem Schnee über seinen eigenen Hund stolpern? Ich fange am besten von vorne an. Also, ich heiße Jinu, bin zwölf Jahre alt und ich habe einen Hund. Ich nenne ihn Lotto, weil es ein Glücksspiel ist, ob er gerade wach ist. Ich lebe in einem kleinen Kaff, „Moorbach“. Ich habe auch einen besten Freund: Sören. Er ist die Art Freund, die man am liebsten mag: man kann mit ihm über alles reden,

ihm Geheimnisse anvertrauen und das Wichtigste: er würde mich niemals im Stich lassen. Die Geschichte fängt aber eigentlich mit einem ruhigen Donnerstagmorgen an. Als ich aufwache, ist eigentlich alles so wie immer. Aber als ich mit gepackten Schulsachen die Tür aufreiß, um zur Schule zu rennen (ich bin spät dran,) merke ich es: Das ganze Dorf ist mit einem weißen, wolligen Puder bedeckt. Ich habe so etwas noch nie gesehen und war wohl nicht der einzige, der das Ganze ein wenig befremdlich fand. Überall stehen Leute noch in ihrem Eingang und wundern sich über dieses außergewöhnliche Phänomen. Viele, und ich muss zugeben, dass ich auch zu dieser Gruppe gehöre, wussten nicht, wer oder was hier verteilt in unserem ganzen Dorf lag. Ich frage meinen Opa darüber aus, denn er weiß eigentlich alles. Er meint: „Früher, Jinu, da hat es ständig im Winter geschneit. Die Menschen bauten damals Figuren daraus oder bewarfen sich mit kleinen Schneebällen. Viele rutschten auch auf Schlitten über verschneite Hänge. Seit Jahrzehnten ist es zu warm für Schnee gewesen.“ Ich glaube meinem Großvater alles, denn bisher hatte er immer recht. Vielen anderen geht es da anders: sie halten die Alten für unglaubwürdig und stempeln Schnee als einmaliges Problem ab. Ich bleibe allerdings die nächste Nacht wach und schaue den kleinen Schneeflocken zu, wie sie still zu Boden fallen. Seit dieser Nacht bin ich davon überzeugt, Schnee ist nicht gefährlich. Aber irren ist menschlich, sagt man. Am nächsten Morgen, als der Schnee noch höher als gestern liegt, bekommen viele ein schlechtes Gefühl, da der Schnee noch mehr geworden ist. Da ich nun ja weiß, wie ungefährlich Schnee in Wirklichkeit ist, laufe ich rüber zu Sören, der gleich in der Nachbarschaft wohnt. Der Schnee knirscht unter meinen Füßen und fühlt sich feucht und kalt an. Schon nach zwei Straßen bin ich bei Sörens Haus. Ich sehe Sören durchs Fenster kucken und entdecke, wie ihm ein Stein vom Herzen fällt, als er mich sieht. Er springt auf und öffnet die Tür. Da der Schnee mittlerweile so hoch liegt, trage ich etwas Schnee mit in die Wohnung. Sörens Mutter wird hysterisch: „Meine Güte, Sören, wie sollen wir das jemals wieder weg bekommen? Was, wenn dieser weiße Kram in Wirklichkeit Säure ist und sich durch unser Mauerwerk frisst?“ Aber ich beruhige sie und kläre die ganze Familie von Sören über Schnee auf. Zuerst wollen sie mir nicht glauben, dass Schnee einfach gefrorenes Wasser ist, das sich um Staubpartikel bildet. Also hole ich einen Föhn und bringe den Schnee zum Schmelzen. Erstaunt blicken sich die Eltern von Sören an. Ich erzähle Sören von den ganzen Spielen, die man

im Schnee spielen kann, also traut sich Sören mit mir nach draußen und wir machen eine Schneeballschlacht, wie Opa sie genannt hat. Diese Bälle aus Schnee tun auch gar nicht weh, sie sind allerdings sehr unangenehm, wenn man sie in die Jacke gesteckt bekommt. Es macht einen riesigen Spaß und man sieht, dass viele Nachbarskinder Lust hatten, mitzuspielen. Zuerst halten ihre Eltern sie ab, aber als sie mich und Sören sehen, dürfen sie auch nach draußen. Nach einer Stunde sind wir schon an die dreißig Kinder und haben Teams gebildet und uns Schneeburgen gebaut. Mir wird langsam sehr kalt, also gehe ich mit Sören zu mir und wir wärmen uns mit Kakao und Keksen auf. Sören findet Schnee super und ich glaube, auch die anderen Kinder haben viel Spaß daran, dass Schnee liegt. Nur unsere Eltern schimpfen täglich über diese weißen Flocken, denn die Straßen in Moorbach sind unpassierbar. Die Tage vergingen, doch eine Nacht, als ich mir das Schneetreiben ansah, wurde ich stutzig. Da draußen laufen Leute mit Schaufeln herum. Sie graben im Schnee, der nun fast einen Meter hoch liegt. Nach ein paar Schneelöchern haben sie anscheinend gefunden, was sie suchen. Sie ziehen mehrere Beutel aus den Schneemassen und bahnen sich jetzt ihren Weg durch den Schnee. Sie werfen die Beutel in einen Transporter. Der steht zu weit weg, um das Nummernschild erkennen zu können. Nachdem der Transporter dem Anschein nach gefüllt war, fährt er weg. Ich warte noch die ganze Nacht, ob diese seltsamen Gestalten zurückkommen würden, aber sie kamen nicht wieder. Am nächsten Morgen erzähle ich Sören von den nächtlichen Ereignissen, und mir fällt auf, dass sie nur an Stellen gegraben hatten, an denen der Schnee schon gestern besonders hoch gelegen hatte. Die letzten Nächte hatte es besonders viel geschneit und an diesen Stellen war vor allem frischer Schnee. Ich überlege: Was könnten diese Leute gesucht, beziehungsweise auch gefunden haben? Und liegt noch mehr davon unter der dicken Schneedecke? Gefragt, getan, also drehe ich in Moorbach eine Runde durch die Gemeinde, auf der Suche nach möglichen anderen vergrabenen Beuteln. Da beim Kirchturm könnte einer sein! Ich fange an zu graben, und da! Ein Beutel, wie ihn auch diese merkwürdigen Gestalten in der Nacht ausgegraben hatten! Schnell öffne ich ihn, und das, was da drin ist, verschlägt mir wirklich den Atem.

„Gold, Silber und Edelsteine?“ fragt Sören ungläubig. „Aber wenn ich es dir doch sage!“ erwidere ich. Ich schnappe mir den Sack und zeige Sören den funkelnden Inhalt. Wir setzen uns vor den Computer und su-

chen im Internet nach Hinweisen, woher der kommen könnte. „Da, ein Artikel über einen Bankraub!“ „Am vergangenen Mittwoch wurde die Krähenfeldener Bank ausgeraubt. Die Postfächer, die mit allen möglichen Wertsachen gefüllt waren sind komplett ausgeräumt. Hinweise und Informationen sind der Krähenfeldener Polizei zu melden.“

Schnell wählen Sören und ich die Nummer der Polizei — besetzt. Wir versuchen es später noch einmal — besetzt. Da Krähenfeld zu weit entfernt ist, können wir uns auch nicht vor Ort melden. Alle Polizeistationen hier in der Nähe sind durch den Schnee nicht zu erreichen. Sören und ich nehmen es also selbst in die Hand. Wir trommeln alle Kinder aus der Gemeinde zusammen und sagen, dass wir alle zusammen einen hohen Schneeturm bauen. Mit Eifer gehen sie daran, den Schneeturm zu bauen. Der Plan ist, den Schnee beiseite zu räumen, sodass dadurch hoffentlich die restlichen Beuteverstecke gefunden werden. Schnell haben wir ein weiteres Beuteversteck ausfindig gemacht und ich kann das nächste schon sehen. Was ich leider nicht sehen kann, ist der Heißluftballon, der schon seit Längerem über den Wolken Moorbachs schwebt...

Hier unten geht die Suche solange weiter. Der Turm hat mittlerweile eine Höhe von mindestens fünfzehn Metern erreicht und drei weitere Verstecke sind gefunden. „Was ist das?“ frage ich Sören und mache ihn auf das Etwas im Himmel aufmerksam. „Sieht aus wie ein Heißluftballon!“ Der Ballon segelt langsam hinab und auch die anderen Kinder haben ihn jetzt bemerkt. Mit einem dumpfen Aufprall landet er ruckartig punktgenau auf dem Turm. Zwei Leute steigen aus und schauen sich schweigend um. Die anderen Kinder bleiben erstaunt stehen, während ich die beiden von dem polizeilichen Phantombild aus dem Internet erkenne. Ich fange an zu rennen, obwohl ich sagen muss, dass das mit vier schweren Säcken im Schlepptau und im tiefen Schnee gar nicht so einfach ist. Sören rennt mir hinterher. Er nimmt mir zwei Beutel ab und wir laufen in Richtung Wald, zu unserem geheimen Baumhaus. Die beiden Gangster haben erkannt, dass wir die Beute bei uns haben und sprinten hinter uns her, die anderen Kinder hinterdrein. Wir haben einen guten Vorsprung, aber die Banditen kommen immer näher. Plötzlich gerate ich ins Stolpern. Lotto kläfft laut auf, er hat wohl mitten auf der Straße geschlafen. „Fass!“ schreie ich Lotto zu, doch er versteht nicht. Er bleibt des ganzen Trubels wegen verwirrt stehen. „Na toll! Du bist ja eine Hilfe!“ rufe ich Lotto zu, während ich weiterlaufe und Lotto nickt wieder ein. Sören und ich sind fast am Wald, die sichere Rettung, denn hier kennt sich niemand

so gut aus wie Sören und ich. Der eine Dieb stolpert jetzt auch über Lotto. Er flucht und Lotto bellt aufgebracht: Jetzt reicht es meinem treuen Wauwau anscheinend, denn er beißt dem Banditen ins Bein und jagt hinter dem anderen her. Der Ganove heult auf und kann nicht weiterrennen. Der andere bleibt stehen und versucht, seinem Kumpan zu helfen. Sören und ich sind jetzt im Wald angekommen und bringen die Beute in unser Baumhaus. Als wir zurückkehren, sehen wir, wie die anderen Kinder die beiden Langfinger fesseln und Erste Hilfe am Bein des einen anwenden. Die Diebe werden kurzfristig in unser Baumhaus gesperrt, bis die Polizei die beiden übernimmt. Nach ein paar Tagen, als der Schnee geschmolzen und die Polizei wieder einsatzfähig ist, werden die beiden Ganoven eingebuchtet. Später klärt man uns auf: Reinold und Dieter, wie die beiden wirklich heißen, haben unsere Stadt mit Schneekanonen zugeschneit, die sie an ihrem Heißluftballon angebracht hatten, um ihre Beute unter der Schneedecke zu verstecken und später heimlich wieder einsammeln zu können. Sören und ich wurden nicht für unseren Einsatz belohnt, aber Lotto hat sich ein paar Hundekuchen verdient. Er wurde zum Polizeihund ernannt und bekommt jetzt einen Hundekorb in der Polizeiwache, um moralische Unterstützung beizusteuern.

Klasse 8

Platz 1 – Sarah-Eléna Schönitz, Neelia Onur, Konstantin Brockmann, Charalambos Mystakidis, Abdulrahman Said (Klasse 8b):

Blut im Schnee

Sie war erst vor einigen Tagen verstorben und es saß der ganzen Großfamilie noch tief in den Knochen. Die einzige, zu deren Gunsten dieser Tod war, war meine Tante Petunia Herta Lessner, die geizigste Person, die ich je kennengelernt hatte. Sie war diejenige, die durchgesetzt hatte, dass die Villa voller Geschichte und Charme verscherbelt werden würde. Und jetzt sollte ich, Jinu, mit meiner Familie das Haus entrümpeln. Meine Aufgabe war nach langem Streit der ungeliebte Dachboden. Ein hölzernes Schaukelpferd hier, ein paar Umzugskartons dort, keines der alten staubigen Dinge erregte wirklich meine Aufmerksamkeit. Ich wollte mich gerade wieder abwenden, als ich etwas in der hintersten Ecke erspähte. Eine einfache Holzkiste, alt und vergessen. Es war, als würde ich von ihr angezogen. Im Inneren der Kiste fand ich ein paar Schwarzweißfotos, darunter eine olivgrüne Uniform. „Wow“, murmelte ich vor mich hin, während ich die Uniform Stück für Stück über meine eigenen Klamotten streifte, wobei der grüne Mantel und die Hosenträger kein bisschen zu meinem schwarzen Nike-Hoodie passten. Gerade wollte ich den Staub von den goldenen Schulterstücken schütteln, als mir ein in Leder gebundenes Buch auffiel, was unter der Uniform gelegen haben musste. „Tagebuch von Richard Ludwig Lessner 1914-1918“ prangte in goldenen Lettern auf dem verschmutzten Umschlag. Unwillkürlich fischte ich es heraus und schlug die ersten Seiten auf. „Dieses Buch ist gewidmet meinen gefallenen Brüdern und Kameraden...“ - „...Irgendwer musste doch mit den Wölfen heulen“, war der letzte Satz, als ich 4 Stunden später die letzte Seite erreicht hatte. Es war, als wäre ich immer noch in den Zeilen gefangen. Auf einmal packte mich ein unglaublicher Schwindelanfall und mir wurde schwarz vor Augen. „Granate!“ Ein Schrei zerriss die Luft. Ich öffnete erschrocken die Augen und blickte - auf eine verschneite Wiese? Seit wann schneit es in diesem Jahrhundert? Überall waren ausgebrannte Löcher. Langsam richtete ich mich auf und fand hinter mir einen Weg, der in einen Graben in der Erde führte. „SOLDAT! In den Graben verdammt noch mal!“, rief jemand über das Getöse eines Donners hinweg. „Gewitter, Mitte Januar? Strange“, dachte ich noch diesen schreienden Typen ignorierend, doch im nächsten Moment schon wurde ich an den Schultern brutal fortgerissen und landete

in einem der Löcher im Boden. Neben mir lag ein junger Mann, hechelnd, als wäre er meilenweit gelaufen, nur um mich unnötig in den Dreck zu werfen. „Soldat, was fällt Ihnen ein! Sie wissen so gut wie ich, dass der Graben nur auf direkten Befehl des Leutnants zu verlassen ist!“, polterte er auf mich herab. „Was für Leutnant? Wir sind nicht im Krieg, Hitler ist tot, Mann!“, keifte ich zurück. „Welcher Zeit bist Du denn entsprungen, Bursche? Das Ende des Krieges ist bereits seit 3 Jahren unserer aller sehnlichster Wunsch. Und wer ist dieser Hitler?“, sagte der komische Weltuntergangstyp und blickte vorsichtig über den Rand der seltsamen Erdschüssel. „Die Artillerie ist auf den anderen Flügel gerichtet, komm!“ Er zog mich aus dem Loch und wir rannten im Sprint rüber in den nächsten komischen Graben. Auf einmal schoss es mir durch den Kopf: „Welches Datum haben wir heute?!“, fragte ich kieksend. „Den 11 Januar 1917, soweit ich die Tage noch zähle“, antwortete er. Verdammt. Ich seufzte. Dass ich einmal in meinem Leben eine Zeitreise mache, Okay! Aber warum zum Teufel in den freaking Ersten Weltkrieg? „Wie heißt Du eigentlich?“ fragte ich, als ich kraftlos gegen die Holzverschalung sank „Gefreiter Richard Lessner, Füsilier-Regiment Königin“, sagte er. Mein Urgroßvater also, wusste ich es doch. „Und Du Bursche, wie lautet dein Name?“ „Oh... ähm... H-ans? Ja, äh: Hans! Hans Hasselmann. U-nd auch Füslerre-egiment Königin - bin neu!“, sagte ich schnell, nicht wissend was so ein Fusselregiment überhaupt war, geschweige denn was es mit einer Königin zu tun hatte. „Der Nachschub kam doch schon vor 2 Tagen! Die Männer sterben wie Fliegen hier an der Front und wie siehst du überhaupt aus? Fast wie ein Tommy!“, meinte er misstrauisch. „Hä? Ich bin Hans, aber wer ist Tommy?“ Er musterte mich noch einmal und wandte dann seinen Blick ab. „Da drüben!“ nickte Richard in die Richtung, wo der Beschuss herkam: „Das sind die Tommys, Engländer“, sagte er und watete weiter durch den knöcheltiefen Schlamm im Graben. „Also sind das unsere Feinde?“ fragte ich völlig überflüssig, nur um sicher zu sein, dass ich nicht im falschen Graben war. „Pff!“, schnaubte jemand und ein etwas korpulenterer Soldat kam aus einem Loch in der Grabenwand gekrochen. „Hier gibt es kein Feind oder Freund, alle wollen nur das Eine: überleben. Und merke dir eines, Junge, wenn du in den Krieg ziehst, du kannst nur verlieren.“ Er schulterte sein Gewehr und ging fort. Im Verlauf der Stunden erklärte Richard mir so einiges und irgendwann hatte ich nicht mehr das Gefühl der Zeitreisende zu sein. Ich lernte auch zwei Freunde von ihm kennen, Horst und Kurt, sie alle waren

gemeinsam eingezogen worden und dem Füsilier-Regiment Nr.86 zuge-
teilt. Was ein Regiment war, hatte ich nun auch begriffen, es war schließ-
lich nichts anderes als ein Teil einer Armee, der preußischen in diesem
Fall. Die Nacht brach herein und es schneite dicke Flocken, die durch
das Feuerwerk der Signalleuchten beleuchtet wurden, kurz gesagt: Es
war wunderschön. Schnee, das war das einzige, was ich mir zum Ge-
burtstag gewünscht hatte, aber dass dieser genau am Tag nach der Be-
erdigung meiner Urgroßmutter liegen musste, hatte ich nicht gewollt.
„Achtung Hans, lehn dich nicht zu weit über die Grabenwand, sonst bla-
sen die Tommys Dir die Rübe weg!“, lachte Richard und stellte sich ne-
ben mich. Wir standen dort lange, guckten einfach durch das Gewirr des
Stacheldrahtes rüber zu den Tommys, denen die Lust am Schießen ver-
gangen war. Es war ein großartiges Gefühl, die Zeit mit meinem Ur-
großvater nachholen zu können, denn eigentlich ging das ja gar nicht;
doch der Gedanke daran, dass er im nächsten Krieg sterben würde, jag-
te mir Angst ein. Irgendwann hörte es dann auf zu schneien und Kälte
machte sich über der Front breit. Ein leichter Wind fegte von der Tom-
myseite den Pulverschnee über das Niemandsland und zum ersten Mal
sah ich das Grauen, das dort unter dem Schnee lauerte. Das entstellte
Gesicht eines Soldaten glotzte mich aus kaum zwei Metern Entfernung
an, ein blutiger Arm ragte aus dem Boden, man sah dort alles: Englän-
der, Franzosen, Deutsche. Sie alle waren gestorben, nur um ihre soge-
nannte ‚Pflicht‘ zu tun. „Du, Hans“, riss mich mein Urgroßvater Richard
aus den Gedanken „Kurt und ich sind jetzt zum Gasposten stehen einge-
teilt. Du kannst mitkommen, wenn du möchtest.“ Noch bevor ich wusste,
was der Gasposten war, hatte ich genickt und fand mich wenig später
beim Postenstehen wieder. Es war unglaublich kalt. Während Kurt und
Richard genauestens das Niemandsland überwachten, hatte ich mich in
eine der Wolldecken gehüllt und lag halb schlafend am Boden. Es war
einfach zu viel und ich driftete schon bald in einen traumlosen Schlaf..
„ACHTUNG!“ Noch schlaftrunken schreckte ich hoch. Ich hörte eine Tril-
lerpfeife und erinnerte mich an einen Zeilenabschnitt des Tagebuches,
ich versuchte krampfhaft zu rekonstruieren, wofür dieses Geräusch
stand, doch es kam mir einfach nicht in den Sinn. „Gas! Gas!“ schrien die
Soldaten, die an mir vorbeirannten. Es versetzte mich in Hysterie. Mir
wurde klar, dass ich nicht einfach rumstehen konnte. Ich wollte wegren-
nen, doch ich hörte meinen Urgroßvater schreien „SOLDAT! DIE GAS-
MASKE!“ Ich drehte mich um und im nächsten Moment flog mir eine

braune Ledermaske ins Gesicht. Ich versuchte nach ihr zu greifen, doch ich konnte im dichten weißen Nebel, der langsam über den Grabenrand waberte, nichts erkennen und auch erst recht nichts greifen. Das weiße Gas ließ meine Augen tränen, mich zu Boden sinken und Blut spucken. Angestrengt versuchte ich mich mit bloßen Händen an der splittrigen Holzwand hochzuziehen, wobei meine Hände immer mehr aufrissen. Die Holzsplitter bohrten sich in meine Handflächen und hinterließen blutige Spuren im rein weißen Schnee. Röchelnd zog ich mich aus dem Schützengraben und kroch ins Niemandsland, auch wenn ich wusste, dass auf alles geschossen wurde, was sich bewegte. Fast sofort rasten die Bleikugeln über meinen Kopf hinweg. Plötzlich explodierte ein unbeschreiblicher Schmerz in meiner Brust und warf mich auf den Rücken. Während das Leben hellrot aus mir herausrann, schossen mir die Worte des alten Soldaten durch den Kopf: „Man kann im Krieg nur verlieren“, aber die Zeit geht schnell über solche Tragik hinweg. Mein Blick richtete sich zum wolkenverhangenen Himmel, aus dem die Schneeflocken lautlos auf das Niemandsland herabschwebten. Die Todeskälte erfasste meinen zerschundenen Körper und das letzte, was ich spürte, war eine einzelne Schneeflocke, die beinahe schwerelos und ganz sanft auf meinem Gesicht landete. Als kurze Zeit später der Kampflärm verstummt war, sah ich Richard im Graben stehen. Sein leerer Blick lag auf meinem sterbenden Körper. Und dann hatte der Schmerz ein Ende...

„JINU!“, rief es von ferne. Ich schlug meine Augen auf. Wo war ich? Plötzlich fiel mir alles wieder ein, ich tastete erschrocken meinen Körper ab. Keine Wunden. Nur ein kleiner Wassertropfen auf meiner Stirn erinnerte vielleicht an eine kleine unschuldige Schneeflocke. War es alles nur ein Traum? Ein weißer Schein leuchtete durch das milchige Fenster des Dachbodens. Ich befreite mich aus dem schweren Mantel, stürzte zum Fenster und blickte hinaus. Dort war alles vom weißen Schnee bedeckt. Es war unglaublich friedlich, wie die kleinen Schneeflocken leise vom Himmel schwebten. Jeden Tag würde ich ab jetzt in meinem Zimmer aufwachen und jeder Blick auf weißen Schnee würde mich an meinen Urgroßvater erinnern. Wie er den Krieg durchgestanden hatte und schließlich nach Hause gekommen war. Vielleicht war deshalb mein einziger Wunsch Schnee gewesen - ich wünschte mir Erinnerungen.

Sofia Aliyev und Anna Luther (Klasse 8c): Rabenschatten

Prolog

Der Schrei eines pechschwarzen Raben hallte in dem düsteren Tal wider. Man konnte die Flügelschläge wie Messer durch die Luft schneiden hören, als das Tier sich steil über einem alten, verfallenen Gebäude in den wolkenverhangenen Himmel erhob. Wenn man durch die Tore dieses Gebäudes schritt, erblickte man eine Art hochmodernes Gefängnis. Die hier gefangenen Menschen waren Mörder und Landesverräter; und das Land verhängte für diese beiden Verbrechen die schlimmstmögliche Strafe. Die Gefangenen waren bei lebendigem Leibe in Eisblöcken eingeschlossen worden und wurden mit neuester Technologie in einem Zustand zwischen Leben und Tod gehalten. Sie wurden durch die extreme Kälte derartig gequält, dass sie sich wünschten, komplett aus diesem Schwebezustand zu entfliehen und zu sterben; aber die Regierung ließ dies nicht zu. Wer hätte also gedacht, dass gerade der schlimmste aller Verbrecher es schaffen würde, zu entfliehen? Ein schrilles Alarm-signal machte die Wächter auf das Wasser aufmerksam, das langsam aber sicher in die Ritzen zwischen den Steinplatten floss und sich seinen Weg durch die dunklen Gänge des Gefängnisses bahnte. Der schlimmste aller Verbrecher wurde vom trüben Eis befreit, so dass man sein hämisches Grinsen und seine katzengelben Augen ganz klar erkennen konnte, als er mit eiligen Schritten die Gänge entlang glitt, über die Körper der niedergeschlagenen Wächter stieg und mit wehendem Mantel seiner Freiheit entgegen schritt.

Kapitel 1

Die Gassen der Hauptstadt waren menschenleer. Niemand traute sich aus dem Haus, gerade um diese Uhrzeit, wo die Sonne schon hinter den Häusern versunken war. Das einzige, was man außer dem Klappern der Fensterläden der schäbigen Behausungen der Menschen hören konnte, waren die Schritte einer einzelnen Person, die durch die gespenstische Stille schnitten. Aber diese Person hatte keine katzengelben Augen. Es war ein Junge namens Peter, und seine Augen waren strahlend blau. Sie wanderten über verfallende Häuser, ein paar streunende Katzen, die in umgefallenen Mülltonnen nach etwas Essbarem suchten. Die Häuser, oft mit Wellblechdächern und abblätterndem Putz, waren heruntergekommen, aber die Leute hatten kein Geld, um sie zu renovieren. Krankheiten, Seuchen suchten die Menschen heim, aber diese waren zu arm, um den Viren und Bakterien mit teuren Medikamenten Einhalt zu gebieten.

Tod, Armut und Elend lagen wie undurchsichtige Nebelschleier auf den Straßen, über den Häusern, auf den gebeugten Rücken der Alten, auf den eigentlich starken Schultern der Jüngeren. Aber dies war nicht immer so gewesen. Früher, da ging es den Menschen gut. Sie hatten genug von allem, was sie brauchten. Es musste vor etwa vier Jahren gewesen sein, da hatte sich alles geändert. Die Regierung war von einem Tag auf den anderen wie ausgewechselt. Niemand der Bürger wusste so genau, was wirklich hinter den schweren Holztüren des Parlamentes geschehen war. Sie wussten nur, dass ab da andere Regeln gelten sollten. Angst streckte ihre Fühler in jedermanns Gedanken wie eine eisige Hand, die niemand wagte aufzuhalten. Die neue Regierung hatte zwar neueste Technologie, Biowaffen, Gewehre und überall Spitzel und Anhänger, aber ihre größten Waffen waren die Ungewissheit und die Furcht der Menschen, die sich als Dauergäste in ihren Köpfen eingenistet hatten wie Ungeziefer in den Kellern. Nur aus Erzählungen und dem Angesicht des Leidens, in das die Menschen alle schon einmal hatten blicken müssen, kannte man die Regierung und ihr Oberhaupt; Caravos Corvus, der Mann mit den katzengelben Augen. Peter plagte aber noch eine andere Angst; seine Mutter war krank und er fürchtete, eines Morgens aufzuwachen und ihren röchelnden Atem nicht mehr zu hören. Seine Freunde, Louise, an deren Augen und Lachen er oft dachte, und Finn, der wie ein Bruder für Peter war, kannten die Angst. Sie alle litten unter dem Kontrast, dem Unterschied. Früher, heute. Stadtrand, Stadtkern. Armut, High Technology. Manche, sehr wenige, ließen es sich im Stadtkern gut gehen, während dem Rest der Bürger hier Stück für Stück die Möglichkeit zu einem lebenswerten Leben entzogen wurde. So schritt Peter, in Gedanken versunken, langsam die menschenverlassenen Straßen entlang. Urplötzlich wurde er aus seinen Grübeleien gerissen, denn er nahm aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Eine schattenartige Gestalt schlich ein Stück vor ihm die Straße entlang. Die komplett in schwarz gehüllte Person ließ sich von Hauseingang zu Hauseingang gleiten, wie eine gefährliche Schlange. Peter versuchte aus Neugier, ihr unbemerkt zu folgen. Erst schien sie ihn nicht zu bemerken, doch nach einigen Minuten war sie scheinbar auf Peter aufmerksam geworden, blieb unerwartet in einer engen, kaum beleuchteten Gasse stehen und drehte sich mit einem Ruck um. Das ungute Gefühl der Möglichkeit einer Falle erfasste Peter und er erschrak, verfiel in eine Schockstarre, stand da wie aus Stein gemeißelt. Das erste, was Peter bemerkte, als die Gestalt sich

ihm zuwandte, war die sonderbare Farbe der Augen seines Gegenübers, die unter der tief ins Gesicht gezogenen Kapuze hervorstachen; sie waren gelb. Als der Mann zu sprechen begann, lag in seiner Stimme Verlangen, Durst, der gestillt werden musste. Der Mann sagte mit kühler Stimme: „Ich möchte dir einen Handel anbieten. Ich werde mir deinen Schatten zu Eigen machen; für immer. Im Gegenzug für deinen Schatten gebe ich dir das hier“, und er holte ein unscheinbares, braunes Säckchen hervor. „Aus diesem Säckchen kannst du Goldstücke herausnehmen, wann immer du willst und so viele du willst.“ Der Mann machte es Peter mehrmals vor, und die Augen des Jungen weiteten sich; aber trotz der Verlockung wehrte sich etwas in ihm, auf diesen Handel einzugehen. Der Mann sprach mit drängendem Unterton weiter: „Ich habe gehört, dass es deiner Mutter nicht gut geht und sich ihr Zustand von Tag zu Tag verschlechtert...; damit“, sagte er, und deutete auf den Beutel, „könntest du ihr Leben retten, indem du die nötige Medizin besorgst...“. Damit hatte der Mann Salz in die Wunde gestreut. Mit dem Gold, so dachte Peter, wären seine Probleme auf einen Schlag gelöst. Also stimmte er, wenn auch zögernd und voller Fragen, zu. Der Mann streckte ihm seine Hand entgegen. Peter schlug zögernd ein und wandte sich kurz um, um den Ausgang der Gasse in der fast vollkommenen Dunkelheit auszumachen und von diesem Ort zu verschwinden. Er hatte viele Fragen, aber sein Verlangen, hier weg zu kommen, pochte stärker in ihm. Als er an einer Straßenlaterne vorbei ging, bemerkte er, dass sein Körper tatsächlich keinen Schatten warf. Er drehte sich zu dem Mann um, er wollte eine Erklärung verlangen. Nur war dort, wo bis vor Kurzem der Mann gestanden hatte, nichts mehr. Peter sah sich um, aber er konnte niemanden ausmachen. Nur einen Raben, der krächzend in den Nachthimmel emporstieg. Einzig und allein die sich immer weiter ausbreitende Kälte in ihm wies darauf hin, dass der Mann mit den gelben Augen hier gewesen war.

Kapitel 2

In der Nacht bekam Peter kein Auge zu. Es war, als würde der gruselige Mann mit den gelben Augen wie ein Dämon in Peters Seele wüten. Ihm war, als ob eine unbändige Kälte aus seinem Inneren heraustreten würde. War es falsch gewesen, auf den Handel einzugehen? Warum um alles in der Welt wollte der Mann Peters Schatten besitzen? Auch als die Sonne wieder über den Wellblechdächern am Stadtrand zu sehen war, konnte Peter sich darauf immer noch keinen Reim machen. Vor Schulan-

fang erzählte Peter Louise von dem gestrigen Abend, dem unheimlichen Mann und dem Handel. Als er den Namen seiner Vermutung zur Identität des Mannes aussprach, weiteten sich Louises Augen. Plötzlich sahen sie Finn. Er lag, voller blutiger Kratzer und mit Nasenbluten, auf dem Asphalt des Schulhofs, verwickelt in eine Prügelei. Ohne nachzudenken, stürzte Peter sich in die Menschenmenge, stieß Finns Peiniger von ihm weg und half dem am Boden liegenden Freund hoch. Später breitete sich in Peters Inneren langsam, aber sicher ein wenig Wärme aus. Er konnte es sich nicht erklären, aber es war, als ob ein Teil der Leere, die er eben noch so deutlich, vollständig und immer präsent gespürt hatte, von ihm gewichen war. Später, auf dem Heimweg, sah Peter ein am Straßenrand zwischen Müll liegendes, sehr abgemagertes Etwas. Er sah, wie sich in dem Lumpenhaufen etwas regte, und ein verdrecktes Gesicht zum Vorschein kam. Es gehörte einem offensichtlich obdachlosen jungen Mädchen. Obwohl Peter hungrig war, kramte er in seiner Tasche nach einem Stück Brot, welches er ihr auffordernd hinhielt. Ohne Worte, aber mit einem dankbaren Ausdruck in den Augen nahm das Mädchen das lebensrettende Essen entgegen. Und wieder fühlte Peter sich ein Stück besser als zuvor. Später blieb Louise abrupt stehen. Sie deutete hinter Peter. „Schau“, sagte sie, und als Peter sich umdrehte, sah er einen blassen, schemenhaften Umriss seines Schattens auf den Pflastersteinen des Bodens. Louise sah in Peters verwirrtes Gesicht und sagte: „Aber das ist doch offensichtlich, Peter. Je mehr gute Taten du vollbringst, desto mehr deiner positiven Gefühle kehren zurück.“ Das leuchtete Peter ein. Unter anderem für Louises Fähigkeit, jedem ein Stückchen Hoffnung zu schenken, indem sie einfach für einen da war, mochte er sie so besonders. „Ich habe mal gehört, dass der Schatten Menschlichkeit und Positivität beinhaltet. Vielleicht wollte der Mann deinen Schatten besitzen, weil er selbst keinen mehr hatte; er braucht ihn, um Menschlichkeit zu gewinnen und damit Macht. Du musst also genug gute Taten vollbringen, um deine Leere zu bekämpfen.“ Mit dieser Erkenntnis im Hinterkopf ging Peter durch den nächsten Tag und tat Gutes, wo immer er auch konnte. Und tatsächlich, wie ein gerade geschlüpfter Schmetterling seine Flügel ausbreitet, wurden sein Schatten und seine positiven Gefühle nach und nach größer und stärker, bis er wieder optimistisch durch die eigentlich triste Welt schritt. Dadurch, dass Peter seinen Schatten langsam zurückgewann, wurde der gruselige Mann, der tatsächlich Caravos Corvus, der Verbrecher mit den gelben Augen, war, immer

schwächer. Das politische System brach zusammen und die alte Regierung kam wieder an die Macht. Und anstelle von Raben mit gelben Augen flogen nun weiße Tauben über die Dächer der Hauptstadt.

Frieda Feuerstein (Klasse 8d): Der ewige Schatten

Peter lief die Straße hinunter und versteckte sich hinter einem kleinen Busch vor dem Haus des miesepetrigen alten Mannes. Er spielte gerade versteckten mit seinen Freunden, doch gerade als er sich noch mal überlegen wollte, ob er sich wirklich hier verstecken wollte, kam auch schon der alte Mann raus und schrie ihn an. Was er denn hier wolle und wieso er nicht einfach wegbleiben könnte. Der nun etwas verängstigte Peter ging bedröppelt wieder die Straße entlang, ohne einen Mucks zu machen oder an seine Freunde zu denken, denn immer wenn der alte Mann ihn anschrie, dachte er an sich und seine Familie. Er war ein Waisenkind und das nur, weil seine Mutter kein Geld hatte und auf der Straße lebte, sein Vater starb, als er fünf Jahre alt war. Schließlich kam er im Waisenheim an und dort lief es nicht viel besser, denn durch die vielen Gedanken, die ihm durch den Kopf schwirrten, vergaß er die Zeit, denn wenn jemand nicht pünktlich um zwölf Uhr zum Mittagessen da war, musste er draußen bleiben. Also ging der kleine Junge Peter in den Park und setzte sich auf eine Bank. Da kam plötzlich aus dem Nichts ein Mann auf ihn zu. Er setzte sich direkt neben ihn auf die Bank. Nach einer Weile sprach der Mann: „Ich kenne dich, ich habe dich schon oft gesehen, doch da warst du nicht so alleine wie jetzt.“ Der Mann sah ihn erwartungsvoll an, als würde er auf eine Antwort warten, doch da kam keine. Auf einmal fühlte Peter so ein komisches Gefühl, da war eine Stimme, sie sprach zu ihm, es war dieselbe Stimme, wie der Mann sie hatte. Gerade als Peter diese irrsinnigen Gedanken zur Seite schieben wollte, da sprach die Stimme: „Wenn du mir deinen Schatten verkaufst, dann würden wir beide viel glücklicher sein.“ Peter erwachte aus seinem Tagtraum, als er sah wie der Mann aufstand und ging. Er rief dem Mann hinterher, dieser drehte sich sofort um und sah ihm direkt in die Augen. Auf einmal sah Peter es, der Mann hatte keinen Schatten so wie alle anderen Lebewesen auf dieser Erde. Er sah einsam aus, aber irgendwie erinnert ihn Peter an sich selbst. Peter dachte sich, wie viel Geld er wohl dafür kriege und ohne das er was sagen musste, wusste der Mann, was er dachte und antwortete: „Siehst du diesen Sack hier?“ Er holte einen kleinen dreckigen Sack aus seiner Tasche und hielt ihn Peter hin. Peter

nahm den Sack und der Mann sagte: „Du kannst dir so viele Goldstücke wünschen, wie du möchtest.“ Peter dachte nur an seine Mutter und willigte ein. Er wünschte sich so viele Goldstücke wie es gab und siehe da, auf einmal stand vor ihm ein nagelneues Fahrrad. Auf dem Gepäckträger war eine große Kiste mit Deckel. Peter sah in die Kiste, die bis zum Rand mit Goldstücken befüllt war. Da sprach der Mann wieder: „Immer wenn du ein Goldstück raus nimmst, wird eins wieder dazukommen.“ Peter sah wieder hoch und wollte sich bedanken, doch der Mann war weg, wie vom Erdboden verschluckt. Peter hielt sich nicht weiter damit auf, stieg auf sein neues Fahrrad und fuhr los. Er wusste nicht, wo seine Mutter lebte, er wusste nur, dass sie immer noch in dieser Stadt war. Wie sie wohl nach sechs Monaten aussah, fragte sich Peter.

Er fuhr durch die ganze Stadt, doch er fand seine Mutter nicht. Und gerade als er aufgeben wollte, da sah er eine kleine eher rundlichere Frau unter der Brücke, die zur Schule führte, sitzen. Er fuhr hin und siehe da, es war seine Mutter. Er fiel ihr in die Arme und auch so sehr wie sich Peters Mutter freute, sie wusste, dass sie Peter wieder gehen lassen musste. Doch was sie nicht wusste war, dass Peter einen Haufen Geld besaß. Peter erzähle seiner Mutter alles, wie es ihm im Waisenheim ergangen war, was er nun hier machte, aber vor allem wie er an all das Geld gekommen war. Peter und seine Mutter gingen eine Runde im Park spazieren und langsam stieg die Vorfreude auf ein neues, besseres Leben. Doch als sie dann an der Brücke ankamen, fiel Peter auf, dass er tatsächlich keinen Schatten mehr hatte, er dachte nämlich erst, dass man seinen Schatten gar nicht verkaufen konnte. Auf den Kopfsteinpflastern sah er nur seine Mutter, er aber war nicht zu sehen, er war wie Luft, seine ganze Existenz fehlte ihm.

Durch das viele Geld konnten sich Peter und seine Mutter eine neue Wohnung kaufen und so musste Peter nicht mehr ins Waisenheim. Doch Peter merkte, dass ihm etwas fehlte. Er war nicht mehr er selbst, er war nicht mehr der Junge, der gut in der Schule war, er war nichts. Er merkte, dass er immer schwächer wurde und nur noch zuhause war und nicht mit seinen Freunden draußen spielte. Deswegen kam er eines Tages auf die Idee, den Mann zu suchen und ihn zu fragen, ob er seinen Schatten wieder bekommt. Also verabschiedete er sich von seiner Mutter und ging in den Park. Er setzte sich auf dieselbe Bank wie letztes Mal und wartete auf den Mann. Nach einigen Stunden war der Mann immer noch nicht da, Peter dachte an das letzte Treffen und plötzlich hörte er wieder

die Stimme des Mannes, aber er wusste, dass der Mann nicht vor ihm stand. Da er wusste, dass der Mann Gedanken lesen kann, dachte er daran, wie er mit seiner Mutter wieder unter der Brücke steht, doch mit dem Schatten der BEIDEN. Er wartete ab, da sagte der Mann nur: „Gehe zu einem Nächsten und du wirst sehen, wie alles seinen Lauf nimmt.“ Peter war verwundert, er verstand nicht ganz, was der Mann meinte, er wollte nachfragen, aber die Stimme des Mannes war weg. Peter wachte auf und sah, dass er immer noch im Park war. Also kann es kein Traum gewesen sein. Peter machte sich voller Gedanken auf den Weg nach Hause. Mitten auf den Weg wusste er, was der Mann meinte mit: „Suche deinen Nächsten“. Peter sollte jemand anderen nach seinem Schatten fragen. Kaum bemerkte er das, schwirrten ihm tausend Gedanken durch den Kopf. Er konnte nun auch Gedanken lesen. Ein Gedanke fiel ihm auf. Es war ein Gedanke voll Trauer. Die Trauer war eine ähnliche Art von Trauer, die auch Peter hatte, bevor er den Mann traf. Von da an wusste Peter, dass er anhand dieser Gedanken den Standort der Person rauskriegen musste, denn er wollte diesen Fluch endlich loswerden. Zuhause angekommen erzählte er seiner Mutter davon, die natürlich überglücklich war, denn sie sah, wie ihr Sohn unter dieser Last zu leiden hatte. Nach einigen Jahren hatte Peter nun sein Ziel erreicht. Und wenn jemand mit dieser Last leben konnte, dann wird der Schatten heutzutage nicht mehr unter uns sein, doch wer weiß, ob nicht jemand ihn dir anhängen möchte.

Klasse 9

Platz 1 – Mayken Helena Schiller (Klasse 9mn): Wintermorgen

Die Winter blieben seit gut fünfzehn Jahren aus. Ich erinnere mich noch dunkel an eine Zeit, in der ich als kleines Kind durch die Kälte tapste und beobachtete, wie die Wölkchen, die ich ausatmete, dem Himmel entgegenströmten und sich auflösten. Ich erinnere mich, wie meine Geschwister und ich auf dem Weihnachtsmarkt Kinderpunsch tranken, bis uns schlecht wurde, um warm zu bleiben. Und ich weiß, dass es auf gewisse Weise weh tat zu frieren. Wie genau es sich anfühlte, habe ich vergessen. Natürlich kenne ich kalte Pools, Eistee oder die erfrischende Brise, die einem ums Gesicht streicht, wenn man den Kühlschrank öffnet, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die gesamte Luft eisig ist. Dass ein scharfer, frostiger Wind durch den Stoff einer dicken Jacke fährt oder dass die Finger blau werden und sich taub anfühlen.

Als ich älter wurde, begann es heiß zu werden. Zuerst die Sommer. Die Temperaturen stiegen massiv, jedes Jahr wurden Hitzerekorde gebrochen. In den Nachrichten liefen immer neue Ankündigungen irgendwelcher Klimaexperten, die mit wilden Handbewegungen und scharfen Worten versuchten, die unsichtbare Mauer zwischen ihnen und den Politikern zu durchbrechen.

Mein Vater schleppte meine Geschwister und mich nahezu jedes Wochenende zu irgendeinem Flohmarkt ans andere Ende der Stadt, erzählte uns davon, wie viel CO₂ bei der Produktion von Kleidungsstücken und Spielzeug freigesetzt wurde, und ich fühlte mich immer ein bisschen schuldig für diese Sache, von der ich nicht einmal wusste, was sie bedeutete. Mama musste irgendwann immer früher zur Arbeit, weil sie die S-Bahn ins Zentrum nicht verpassen durfte. Ich fragte nicht, warum sie das Auto zu Hause ließ.

Dann wurden auch die Winter immer wärmer.

Als Kind nimmt man die Dinge so hin, wie sie kommen. Ich wunderte mich nicht über die Hitze, akzeptierte die Bilder von dürstenden Menschen und verwüsteten Landschaften auf den Titelblättern der Zeitschriften im Kiosk. Wörter wie CO₂-Preise, Klimaerwärmung, Meeresspiegel und Wetterextreme rauschten in Gesprächen, die ich zufällig mit anhörte, auf mich zu und an mir vorbei. Mir war nicht klar, dass es um meine Zukunft ging. Und dass mich meine Eltern mit ihren Flohmarktbesuchen und S-Bahn-Fahrten nicht retten würden. Ich war jung und vertraute ihnen. Ich vertraute den Politikern und Politikerinnen mit ihren seriösen

Anzügen und meinen Erzieherinnen, die uns im Kindergarten Geschichten vorlasen und Lieder mit uns sangen. Natürlich tat ich das. Warum sollten all diese Leute mir denn auch irgendetwas antun wollen? Aus welchem Grund? Aus Bequemlichkeit? Wie sollte denn ein Kind, oder sonst irgendwer, auf die Idee kommen, dass jemand, der das Beste für einen will, seine Bequemlichkeit über die eigene Zukunft stellt?

Das also waren die letzten richtigen Winter der Menschheit gewesen. Schneelose Winter. Winter, die nur anhand ihrer Temperaturen erkennbar waren. Daran muss ich denken, wenn ich rausgucke: Daran, wo wir angefangen haben und wo wir jetzt stehen.

Denn jetzt, fünfzehn Jahre später, nach fünfzehn Jahren in denen so viel passiert ist, in denen ich die Schule beendet habe, in denen ich mein Studium anfang, in denen ich das erste Mal geküsst habe, auf Partys gewesen bin und alleine Auto gefahren bin, fallen sie vom Himmel: Flöckchen. Kleine Flöckchen, fast Staub, die durch den schwarzen Himmel tanzen, vom Wind verwirbelt werden und sich auf Mülltonnen und Kopfsteinpflaster unter meinem Fenster legen. Und ich weiß, was es ist. Ich habe es so oft auf Fotos und in Filmen gesehen: diese kleinen, hellen Flöckchen.

Ich weiß auch, was sie bedeuten, doch ich bleibe ruhig. Ich werde meine Mitbewohner nicht wecken. Was sollten wir auch tun? Später wird die Situation immer noch dieselbe sein.

Es hat etwas Beruhigendes, ihnen beim Herunterrieseln zuzusehen. Ich fixiere eins von ihnen, während es an meinem Fenster vorbeischiebt, verfolge es mit den Augen, bis es unten angekommen ist und mit den übrigen verschmilzt. Dabei stelle ich mir vor, wie viele Menschen das wohl schon vor mir getan haben. Und gerade tun.

Ich frage mich, welche Emotionen sie dabei verspüren. Welche Gedanken und Fragen sich ihnen aufdrängen. Haben sie Angst? Fragen sie sich, woher es kommt? Warum gerade jetzt? Und hier? Oder sitzen sie vielleicht auch nur da, beobachten, wie der Wind durch die Flöckchen fährt, wie sie auseinanderstieben und verwirbeln?

Die kleinen Partikel machen den Wind sichtbar. Kleine Luftzüge, die man sonst nie wahrgenommen hätte, heben sich blassgrau vom sternlosen Himmel ab oder schimmern weiß im Licht der Straßenlaterne.

Während ich auf die helle Stelle blicke, auf der ihr stetiges, vertrautes Licht schimmert, frage ich mich, wie es sich wohl anfühlt. Von meinem Fenster aus wirkt es weich.

Aber ich weiß, dass ihn ihm trotzdem Gefahren lauern. Jetzt nicht. Jetzt ist es gefangen in unseren Straßen, unserer Zivilisation, doch in einsamen Regionen haben bereits unzählige Menschen in diesen Temperaturen ihr Leben verloren.

Die Flocken werden weniger, sinken nur noch vereinzelt auf die Straße. Zwischen den Häusern sieht man am Horizont die Sonne aufgehen. Ein dünnes violettes Band, das breiter wird und irgendwann in ein blasses Orange übergeht. Es wird Morgen.

In den noch schwachen Sonnenstrahlen schimmert die ganze Straße schmutzig-weiß. Nachts bin ich ruhiger als am Tag. Seit ich nicht mehr schlafen kann, verbringe ich die Nächte damit, aus dem Fenster zu schauen oder die wellige Tapete in der Zimmerecke über meinem Schreibtisch zu fixieren und mir schwachsinnige Gedanken zu machen, die ich am Morgen wieder vergesse. Während alle anderen schlafen, scheint auch alles Leben um mich herum zu pausieren.

Aber jetzt beginnt der Tag und ich erwache aus diesem Zustand.

Mein Handy vibriert: Der Kaffee ist fertig. Ich schlurfe in die Küche, nehme die Tasse aus der Maschine und nippe an der viel zu heißen und bitteren Plörre.

Ich werfe einen Blick aus dem Fenster, betrachte die dünne, fast weiße Ascheschicht auf den Dächern. Ich weiß, dass sich Brände während der Dürren schnell entfachen. Dass das Feuer vermutlich weit genug entfernt war und der Wind die Asche hergeweht hat.

Wahrscheinlich werden wir die Wohnungen erstmal nicht verlassen dürfen. Wenn die Flöckchen sich endgültig gelegt haben, werden die Reinigungsmaschinen die Asche beseitigen. Wir werden dann noch für kurze Zeit gezwungen sein, draußen eine Atemmaske zu tragen, dann läuft alles weiter wie zuvor. Wie letztes Mal, als es irgendwo in Bayern gebrannt hat, werden die Medien ein riesiges Drama aus der Situation machen. Nach drei Tagen legt sich die Aufregung dann, keiner redet mehr darüber.

Trotzdem habe ich Angst. Ich erinnere mich an Australien. Oder, wie in Kalifornien jedes Jahr mehrere Menschen sterben. Sie sterben in den Flammen.

Wie weit sind wir schon? Und wie lange wird es noch weitergehen, bis irgendwann einfach Schluss ist?

Mareile Kuhlencord (Klasse 9bil): Erinnerung

Ein kleines Bett in der Ecke einer kleinen Kammer, darin ein Mädchen, Jinu. Ihr dunkles Haar zerzaust von der Nacht. Sie fror, denn die dünnen Wände ihres bescheidenen Zimmers waren schon lange nicht mehr dicht. Ihre großen braunen Augen waren von den Lidern sanft bedeckt, ihre Wangen von der Kälte gerötet. Ein kalter Windzug, den die morschen Bretter ihrer Wand nicht verhindern konnten, kam ungebeten herein und störte ihren Schlaf. Sie blinzelte und erwachte. Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen und guckte liegend aus dem winzigen Fenster, welches ziemlich weit oben an ihrer Wand angebracht war. Von hier aus sah sie nur den Himmel im Morgengrauen, der trotz der Dunkelheit, welche dieser kalte Wintermorgen mit sich trug, zu strahlen schien.

Sie stand auf und tastete sich, noch blind von der Dunkelheit, die raue Holzwand entlang bis hin zu der Ecke, wo ein kleiner hölzerner Hocker stand. Sie rückte ihn vor das Fenster, sodass sie auf Zehenspitzen hinausgucken konnte. Sie schaute hindurch und ließ ihren Blick fassungslos über die Landschaft schweifen. Starr vor lauter Staunen stand sie mit offenem Mund da. Sie glaubte ihren Augen kaum, denn was sie sah, hatte sie hier noch nie zuvor gesehen: Alles war weiß. Der Boden war mit einer weißen Schicht bedeckt und die kargen Bäume und Büsche trugen kleine Häubchen aus Schnee auf ihren Ästen. Mit einem Mal sprudelten die ganzen Erinnerungen ihrer Kindheit nur so in ihr hoch, sie ratterten alle vor ihrem inneren Auge rauf und runter. Es waren all die Bilder, die sie vergessen geglaubt hatte. Sie sah ihre Mutter mit ihrer kleinen Schwester vor sich. Sie war gerade dabei, die Hunde vor den Schlitten zu spannen. Ihre kleine Schwester half ihr dabei, wie Jinu es selbst damals tat. Sie waren so dick eingepackt, dass nur die Gesichter zwischen dem Fell der Kapuze aus Schneefuchs herausguckten. Als sie sie bemerkten, lächelten sie ihr zu. Das vertraute Lächeln ihrer Mutter war so sanft und warm. Sie konnte ihre freundlichen und erfahrenen Augen ganz deutlich vor sich sehen. Jedoch so schnell, wie die Bilder gekommen waren, verschwanden sie auch wieder. Alles, was sie jetzt noch sah, waren die Bäume und das unendliche Weiß, was langsam anfang zu verschwimmen, denn ihre Augen füllten sich mit Tränen. Jetzt kullerten sie ihre Wange entlang, liefen ihr den Hals hinunter, bis in ihr Hemd und dann weiter, bis sie ihr Herz erreichten.

Sie lebte seit ihrem 9. Lebensjahr in Kanada. Danach zog sie mit ihrer Stiefmutter auf eine Farm in Kalifornien. Seitdem sie seit kurzem mit ihren 16 Jahren nicht mehr in die Schule ging, hatte sie einen sehr strukturierten Tagesablauf: Er bestand darin, um sechs Uhr morgens aufzustehen und nach dem Frühstück hinaus auf die kleine Orangenplantage zu gehen und dort die Orangen zu pflegen. Die Plantage erzielte die Haupteinnahmen der Farm, auf welcher Jinu lebte. Das Frühstück teilte sie meistens mit einer Angestellten, die den Winter über auf dem Hof lebte, um bei der Pflege und Ernte der Apfelsinen zu helfen. Nachmittags musste sie für die Kinder der Familie kochen.

Sie hatte sich oft gefragt, wo genau sie vor ihrem achten Lebensjahr lebte, denn sie wusste es nicht, auch nicht, wie und warum sie genau hierhergekommen war, hatte ihr Kopf verdrängt. Doch sie wusste, dass sie vorher eine Familie hatte, mit welcher sie im Norden lebte. Oft wachte sie nachts wegen ihrer Albträume auf. Sie konnte dann meistens gar nicht mehr aufhören zu weinen. Manchmal sah sie dann ganz kurze Bildfetzen von damals vor sich, auch dann weinte sie wieder.

Ihr wurde damals gesagt, sie sei vor einer Eskimo-Familie gerettet worden, denn dieses Leben, wie im Mittelalter, wäre keinem Kind zumutbar, außerdem hätte sie dort nicht in eine richtige Schule gehen können.

Jinu ging mit verweinten Augen langsam zurück in ihr Bett, legte sich nochmal hin und schlief vor lauter Erschöpfung wieder ein. Im Schlaf war es wieder da. Jedoch viel deutlicher als sonst. Sie hatte die Szenen von früher ganz klar vor ihrem Auge und sie fühlte sich, als wäre sie wieder dort. Das Wetter kippte und der Wind frischte auf, sodass es zu schwer wurde, um weiterzuziehen. Sie spürte den eiskalten Wind im Gesicht und ihre Haare, die ihr durch das Gesicht wehten. Nachts schützten ihre Zelte sie zum Glück vor dem Wind. Jetzt war es jedoch Tag und sie mussten zusehen, dass sie ihre Zelte aufbauten, bevor die Dunkelheit hereinbrach. Jinu half so viel mit, wie sie konnte. Sie hatten acht Hunde, die waren sehr wichtig, denn nur durch sie konnten sie sich fortbewegen. Jinu war jedes Mal tief beeindruckt, wenn sie sie sah. Die Leithündin hatte gerade drei Welpen bekommen, jedoch hatte nur eines davon überlebt, die anderen zwei waren erfroren. Mit dem letzten spielte sie oft, aber sie musste aufpassen, dass sie weit genug von der Hundemutter entfernt war, denn sie wollte das Kleine beschützen und Jinu wusste, dass sie sehr gefährlich sein konnte. Nun sah sie ihre eigene Mutter, die

weinte, als die Männer kamen und sie davonzerrten. Sie hatte sie nicht beschützen können.

Sie erwachte und setzte sich in ihrem Bett auf. Sie konnte sich wieder erinnern, wie es damals war und durch den Traum wurde ihr bewusst: Es war nicht so, wie es ihr hier immer gesagt wurde, es war keine Rettung, sie hatte, als sie klein war, ein solches Leben natürlicherweise nie in Frage gestellt, denn sie hatte es so geliebt, wie es war. Sie hatte früher oft bemerkt, wie schwer oder gefährlich es in manchen Situationen war, aber das hatte sie nie gestört, denn sie hatte sich auf ihre Familie verlassen und gewusst, dass sie bei ihr immer sicher war. Jetzt wusste sie, irgendwann würde sie ihre richtige Familie suchen und mit ihr leben, denn jetzt spürte sie, wohin sie wirklich gehörte.

Tom Ziegler und Lina Jamal (Klasse 9eul): Jinu im Schneeparadies

Am Tag vor Weihnachten schlief ich ein und hoffte, dass morgen Schnee liegen wird. Ich stieg aus dem Bett, ging zum Fenster und konnte meinen Augen nicht trauen. Es lag Schnee, und zwar in Mengen. Rasch zog ich mir Jacke und Schuhe an und ging aus dem Haus hinaus. Alles war in Schnee und Eis gehüllt. Ich dachte es muss ein Wunder passiert sein. 40 Jahre keine einzige Schneeflocke und nun eine ganze Stadt voller Eis und Schnee. Daraufhin erkundete ich erstmal die Stadt. Mir fiel auf, es war gar nicht meine Stadt „Quahog“, sondern eine komplett andere Welt.

Ich war zutiefst beeindruckt und stapfte los. Bis in die späten Abendstunden war ich allein unterwegs. Plötzlich sah ich einen personenartigen Schatten langsam aus dem Schneesturm auf mich zukommen. Als ich die Person dann erkannte wusste ich, dass es mein Freund Tobi war. Wir wunderten uns, was wir hier machen, da wir aus irgendeinem Grund allein in dieser schneebedeckten Stadt waren. Er sagte mir, er wäre schon länger hier und hätte einen Unterschlupf zum Übernachten. Ich sagte natürlich nicht nein und folgte ihm. Ich war schon sehr müde und legte mich deshalb früh schlafen. Mein Freund Tobi blieb noch etwas wach.

Als ich dann am Morgen aufwachte, lag er nicht mehr in seinem Bett. Ich ging raus, um zu gucken, wo er war, und sah seine Mütze sowie eine lange Fußstapfenspur im Schnee. Ich zog mich an, nahm die restliche Nahrung aus der Höhle und machte mich auf den Weg ihn zu finden.

Nach einer zwei stündigen Suche fand ich einen Platz, um mich hinzusetzen.

Auf einmal zog sich ein Schneesturm auf. Die Spuren verschwanden und ich wusste nicht wohin des Weges. Ich folgte einfach meinem Verstand, bis ich schließlich an einem unvorstellbaren riesigen Eispalast ankam. Er war mit hunderten von Wachen besiedelt. Mehrere unheimliche Wölfe, zudem auch noch nie gesehene gruselige Schneewächter mit Schwertern, bestehend aus Eis. Ich musste mir also einen Plan ausdenken, um in diesen Palast zukommen, ohne entdeckt zu werden. Ich schlich daraufhin leise und unaufmerksam ums Gebäude, da nur am vorderen Eingang die Wachen waren. Anschließend sah ich auf der linken Seite des Gebäudes einen kleinen Luftspalt, durch den ich mich zwängte.

Der Palast hatte unzählige Etagen, und da alle Angehörigen des Königs in die oberste Etage gingen, vermutete ich, dass der König dort sitzt. Es gab noch einen Keller, aus dem ich eine bekannte Stimme um Hilfe rufen hörte. Es war Tobi!

Ich wartete, bis alle Angehörigen zum König gingen, und nutzte diese Chance. Ich ging eine Treppe hinunter, welche zum Kerker führte. Ich sah Tobi in einer Zelle hocken und weinen. Ich sagte zu ihm: „Es wird alles wieder gut, ich hole dich hier raus“. Tobi sagte mir, wo die Schlüssel versteckt sind, und erklärte mir, wie ich dahin komme. Sie waren hinter einem schweren Steinblock versteckt, den ich erst mit aller Kraft zur Seite schieben musste. Als ich dann schließlich die Schlüssel hatte, befreite ich Tobi und er erzählte mir, dass heute im obersten Stock eine Versammlung sei und Tobi einen Kasper spielen sollte.

Tobi wollte mit meiner Hilfe den König umbringen und sagte mir auch warum. Er zeigte mir die restlichen Zellen, in dem unschuldige Kinder im gleichen Alter saßen. Wir befreiten die Kinder und schickten sie nach Hause. Wir wollten die Sachen allein regeln. Tobi zeigte mir die Waffenkammer, aus der wir uns die zwei besten und schärfsten Eisschwerter, die es gab, herausnahmen. Wir gingen also die Treppe hoch in den obersten Stock, wo die Versammlung schon begonnen hatte, und versteckten uns hinter einer gigantischen Eisstatue. Als der König dann aufrief, die Wachen sollen gefälligst schnell den Kasper holen, bemerkten sie es: Tobi und die anderen Gefangenen waren weg. Sie teilten es dem König mit und er sagte: „Sucht den ganzen Palast ab und findet diesen Befreier“. Tobi und ich ergriffen die Chance als, der König nur noch al-

lein im Raum saß. Wir sprangen hinter der Eisstatue hervor und sagte: „Du bist jetzt dran“. Er holte sein Schwert heraus und der Kampf der Giganten begann. Obwohl es ein Zwei-gegen-Eins war, konnten wir ihn nirgendwo treffen. Doch dann schnitt ich ihn sein Bein ab. Er fiel zu Boden und wir beendeten die Schreckensherrschaft. Die Wachen kamen hoch und verbeugten sich vor uns.

Wir waren jetzt die neuen Herrscher. Plötzlich löste ich mich langsam in Luft auf und verschwand. Ich wachte in meinem Bett wieder auf, ging schnell zum Fenster und bemerkte, dies war alles nur ein wunderbarer Traum...

Carlos Grewe (Klasse 9eu2): Traum

1865. Peter selbst findet, er führt ein trauriges Leben. Er kann zwar sich und seine zwei Kinder ernähren und hat auch einen fair bezahlten Job. Nur ist seine Frau vor gut fünf Monaten nach längerer Krankheit gestorben. Peter weiß, dass er nicht mehr lange so weitermachen kann und den Tod seiner Frau nicht dauerhaft aus der Welt schafft, wenn er ihn weitgehend ignoriert. Vor allem seine Kinder leiden sehr unter dem Tod ihrer Mutter. Auch das bekommt er mit, obwohl er sie nur abends sieht, da er den ganzen Tag arbeiten muss, damit sie weiter eine warme Mahlzeit zum Abend haben und sich ihre Dreizimmerwohnung in der schönen, aber insgesamt doch sehr armen Innenstadt in Cuxhaven leisten können. Er ist froh um seine zwei kleinen Kinder Johannes und Franz, aber auch vor allem stolz, dass sie den Alltag auch so gut mit ihren acht und zwölf Jahren ohne ihren Vater meistern. Ein Fahrrad oder eine Kutsche kann sich Peter nicht leisten. Deshalb muss er die acht Kilometer zur Arbeit jeden Tag zu Fuß pendeln. Stören würde ihn das nicht, denn Peter war ein Mensch, der schon viel Leid in seinem Leben erfahren hat und er war sich sicher, dass der Fußweg zur Arbeit sicher nicht dazu zählt. Nur auf seinem Heimweg muss Peter schweren Herzens durch den gut dufteten Wochenmarkt gehen, wo es immer so gut nach Mandeln und leckerem Fisch duftet. Gerne hätte Peter Fisch und Mandeln für sich und seine Kinder gekauft. Doch er ist Realist und weiß, dass er sein Geld sparsam ausgeben muss, damit er seine kleine Familie über Wasser halten kann. Doch vor gut einer Woche begegnete Peter einem etwas seltsamen Mann auf seinem Heimweg. Er bat Peter einen geheimnisvollen Sack an, aus dem man so viele Goldstücke herausnehmen kann, wie einem recht ist. Als Gegenleistung wollte der Mann Peters

Schatten. Erst war Peter etwas skeptisch, ob der Mann denn wirklich die Wahrheit sagte, doch als er es vorführte, war Peter hin und weg. Er stimmte dem Tausch zu, auch wenn er sich fragte, wie der Mann seinen Schatten an sich nehmen wolle. Als Peter den Zaubersack in der Hand hielt, rannte er sofort zu dem Wochenmarkt zurück und kaufte für seine Kinder und sich frischen, gut duftenden Fisch und geröstete Mandeln. Kurz vor seinem Haus lief Peter an einem der Nachbarhäuser vorbei, aus dem Licht kam. Als er merkte, dass sein Schatten nicht mehr da war, fühlte er sich kurz etwas komisch nackt, verwarf den Gedanken aber sofort wieder, als er seine Kinder an der Haustür stehen sah. Alle drei freuten sich riesig über die besondere Mahlzeit und aßen noch bis zum Morgengrauen. Besonders Johannes freute sich sehr, als sein Vater meinte, er und sein kleiner Bruder müssten heute nicht zur Schule. Sie gingen, nachdem sie alle bis zum Mittag ausgeschlafen hatten, zusammen zum Markt, um ein zweites Mal ein köstliches Mahl, diesmal Kartoffeln mit Schweineleber, zu genießen. Danach überlegten alle drei, was sie als erstes mit so viel Reichtum machen sollten. Am Ende einigten sie sich darauf, dass sie als erstes zum nächstliegenden Pferdezüchter gehen sollten, um sich dort die zwei schönsten Pferde und eine noble Kutsche zuzulegen, um dann zum reicheren Teil der Innenstadt zu fahren und sich dort ein schönes und großes Haus am Wasser zu kaufen. Ja, so war Peter zufrieden. Ein großes Haus sein Eigen nennen zu dürfen, war schon immer sein Traum gewesen. Dass er heute zur Arbeit nicht erschien und wahrscheinlich gefeuert werden würde, kümmerte ihn nicht. Genauso, wie dass ihn alle Menschen in der Stadt verachtungsvoll ansahen, als er mit der neuen Kutsche durch die Handelsstraßen fuhr. Doch irgendetwas anderes störte Peter schon den ganzen sonnigen Tag, wenn er zu armen Bettlern an den Straßenrändern oder zu den Märkten, die ihre Hofprodukte verkauften, schaute. Anfangs wusste er nicht direkt, was dieses kleine Merkmal war, was ihn so störte. Denn eigentlich sollte er über das ganze Gesicht strahlen. Doch das tat er nicht. Später fiel es ihm dann auf und er wurde sich wieder bewusst, weshalb er den Goldsack bekommen hatte. Er verstand nicht, warum ihn sein nicht vorhandener Schatten störte, denn sonst hatte er auch nie auf ihn geachtet. Er versuchte, den Gedanken an seinen Schatten zu vergessen, was auch weitgehend klappte. Er war traurig und er glaubte, es seinen Kindern auch anzusehen, dass ihre Mutter und seine geliebte Frau dieses Wunder nicht mehr miterleben konnte. Jetzt wusste er auch, was er als nächs-

tes machen würde. Er würde aus dem kahlen Grab seiner Frau das Schönste machen, das die Menschheit je gesehen hatte. Das war sicherlich eine gute Idee, dachte er sich, als er am Abend in seinem ersten eigenen Bett lag und nicht mehr wie sonst auf geklauten Strohhallen vom Nachbarhof. Das fühlte sich gut an, wenn auch ein bisschen ungewohnt, fand er. Die nächsten Tage verbrachte er viel Zeit mit seinen Kindern, die sie als kleine Familie so nötig hatten. Sie waren sogar an der Nordsee, baden, was sie zum ersten Mal taten, obwohl sie sie direkt vor der Nase hatten. Denn baden war immer den Reichen vorbehalten gewesen, zu denen sie jetzt auch gehörten. Dass er seinen Schatten nicht mehr besaß, störte ihn zwar nicht mehr so wie am Anfang, doch vergessen hatte er es bis jetzt nicht. Als er wieder in Cuxhaven war, hatte er Post von seinem Chef, der ihm gekündigt hatte. Was ihm erst jetzt bewusst war, dass er seine Arbeit eigentlich immer sehr gemocht hatte, da seine Freunde und er immer viel Spaß dort hatten. Diesen Spaß würde er jetzt nicht mehr haben. Und erst ab diesem Moment bereute er das erste Mal, dass er dieses Tauschgeschäft angenommen hatte. Als er am nächsten Morgen aufwachte, ging er nach unten um zu schauen, weshalb so ein Lärm auf der Straße war. Als er vor die Tür trat, sah er all seine Freunde, die ihm so wichtig waren und er war froh sie wieder zu sehen. Doch sie sahen nicht so froh aus. Sie hatten Fackeln in der Hand, obwohl es bereits Tag war und deren Helligkeit nicht benötigt wurde. Auf einmal fing seine Freunde an, sein neues Haus mit den Fackeln zu bewerfen und drinnen hörte er seine Kinder schreien. Doch machen konnte er nichts mehr, denn das Haus stand bereits lichterloh in Flammen. Seine Freunde beachtetten ihn gar nicht, als sei er Luft, bis als sein bester Freund Hans aus der Menschenmasse heraustrat, ihn ein paar Sekunden nur böse anschaute, dann ein Messer heraus zog und trocken: „Stirb!“ sagte. Peter wollte noch etwas sagen, doch da wachte er bereits schweißgebadet auf. Und er war froh, wieder auf seinen Heuballen zu liegen.